# Pygmalionhafte Körperenergie

Triumph des Tanzes im Miteinander: Auf Hamburgs Kampnagel findet die Uraufführung von Adam Linders „Tournament“ zu einer Auftragskomposition von Ethan Braun statt.

*Mit vollem Körpereinsatz: Szene aus Adam Linders Choreographie „Tournament“ auf eine Partitur von Ethan Braun* Foto Kampnagel

Was wäre anschaulicher, um das komplizierte, wechselseitig ausbeuterische und zugleich vorteilbringende Verhältnis von Tanz und Musik zu illustrieren, als fünf Musiker und ebenso viele Tänzer zusammenzubringen, zuerst im Studio, dann auf der Bühne? Ein Komponist – Ethan Braun – macht Vorschläge und sieht dann im Probenprozess, wie Instrumentalisten und Tänzer seiner Musik Körper verleihen, sie spielen und umspielen. Und ein Choreograph – Adam Linder – lehnt einmal ab, akzeptiert woanders, will mehr Musik hier und noch einmal etwas ganz Neues dort.

Linders und Brauns neue Konzertchoreographie „Tournament“ fügt der Geschichte des Wettkampfs der Künste ein neues Kapitel hinzu, indem es diese reflektiert und mit Ideen für eine Zukunft nonkompetitiver Kollaboration überrascht. Kein Orchestergraben, kein Podest, auf dem isoliertes Interagieren der Musiker unter sich möglich wäre: Hier tritt die Musik zunächst Mann um Mann gegen den Tanz an. Aber auch von der Idee der wechselseitigen Unabhängigkeit wie bei John Cage und Merce Cunningham haben sich Linder und Braun verabschiedet. Für George Balanchine, auf dessen Ballett „Agon“ der Titel „Tournament“ anspielt, war die Musik eine strenge und Orientierung bietende Kunst, die ihm die Zeit für seine Bewegungen präzise einteilte. Musik und Tanz errichteten eine gemeinsame harmonische, gleichsam barocke Ordnung, in der jeder Klang, jede Geste im Raum standen wie die Sterne am Firmament. Musik zeichnete den Spannungsbogen, an dem entlang der Tanz der gezählten „Eins“ auf dem „Und“ voraussprang, mal gelöst den Kapriolen folgte, mal die Musik ausbremste, ihre Synkopen auskostete wie ein Verdurstender den letzten Tropfen.

Manchmal steht auch der Tanz in „Tournament“ andächtig still wie bei Balanchine, oder die Tänzer liegen auf dem Boden wie auf Manets „Frühstück im Grünen“. Ein Teil der Schönheit und Aufregung von „Tournament“ entspringt dieser klugen Auseinandersetzung mit der Moderne. Auf die Musik bezogen heißt das, dass das Neue, Digitale, und das Reale der klassischen Moderne nicht zwei getrennte Räume sind, sondern immer zusammen da, gleichzeitig: „Für die Gegenwart, in der wir in einer gewissen Furcht vor dem Digitalen leben, halte ich das für wichtig“, sagt Ethan Braun. Die Streichinstrumente der Musiker hat er elektronisch verstärkt und spielt sie über die massive Musikanlage aus, um subtile vorproduzierte Klänge hineinmischen zu können – Beats, Hundegebell, Witz oder Düsternis, Trauermarsch oder Komödie, auf jeden Fall eine Art inszenierter digitalisierter Wirklichkeitseinbruch.

Dazu kommt, dass die Musiker nicht nur ihre Instrumente spielen. Sie spielen mit den Tänzern, sie starren sie an, gehen von ihnen weg, verschwinden in ihrer Konzentration, lassen sich von den Tänzern bewundern. Selten hat man derart schauspielerisch und physisch präsente Musiker sich mit Tänzern auf der Bühne vermischen sehen wie Anna Faber, Isabelle Klemt, Yodfat Miron, Michael Rauter und Mari Sawada vom „Solistenensemble Kaleidoskop“. Seltsam in graue Hoodies und kurze Bundfaltenshorts, Socken und Schuhe gekleidet, stehen ihre auch mimisch interessanten Interventionen im Gegensatz zu der klassischen, festlichen Förmlichkeit, mit der sie das Cello zwischen den Knien, die Violine auf der Schulter halten.

Die Tänzer dagegen treten eingangs wie Athleten gekleidet an; knappe dünne Shorts und Trikots wie für Radrennfahrer umspannen die muskulösen Körper von Olivia Ancona, Nina Botkay, Greg Lau, und Doug Letheren. Auf Stühlen hockend, zeigen sie dem Publikum ihre Rücken, sie müssen ja die Musiker an den Instrumenten mit ihren Blicken fixieren, als schauten sie ins Innere eines Theaterwirbelsturms. Aber so klar ist nicht, wer hier wen stärker zu hypnotisieren versteht. Näher und näher schieben sich die Tänzer an die Musiker heran: Lasst mal hören. Das verströmt eine pure pygmalionhafte Körperenergie. Die Tänzer sehen aus wie zum Leben erwachende Statuen, sosehr tritt die Kraft ihrer wie gemeißelten athletischen Physis im Bühnenlicht zutage. Das Weiß des Bühnenbilds verstärkt die Atmosphäre eines riesigen Ateliers. Der Kunstbezug ist der starke Rahmen der Auseinandersetzung von Musik und Tanz, quasi die Arena für den Wettkampf.

Das Tanztheater ist auf einem geschichtlichen Nebenschauplatz präsent: Links hinten ist Juan Pablo Camara der Blumenmann, der immer neue Arrangements aus Zweigen und Blüten zusammenfügt und verwirft. Das Tanztheater wird hier als Abschluss des Romantikprojekts der Tanzgeschichte gezeichnet. Später hängt sich Camara noch einmal in ein Seil, das ihn in horizontaler Spannung hält wie Lucinda Childs in „Geranium ’64“.

In dem Bühnenraum von Ana Filipović, der von einer treppenartig in Stufen ansteigenden weißen Pyramide beherrscht wird, ist wiederum die Moderne präsent, man muss an Adolphe Appias Bühnentreppen denken. Auch ist es, als wäre der *white cube*, der klassische weiß gekalkte Ausstellungsraum für Kunst hier immersiert, so sieht die über sechs Ebenen gehende und in einer quadratischen obersten Plattform zum Abschluss kommende Raumskulptur aus. Der Tanz wird hier massiv in seinen Möglichkeiten beschränkt, den Raum in aller Großartigkeit diagonal zu zerschneiden oder in riesigen gesprungenen und gedrehten Zirkeln einzukreisen wie ein Hirtenhund die Schafherde. Das ist nicht mehr möglich, die Virtuosität der Vergangenheit ist weniger interessant. Jetzt muss sich der Tanz in seinen Aussagen über den Körper an der bildenden Kunst der Gegenwart messen lassen.

Die tatsächliche Anwesenheit der Körper in diesem Raum, der den Tänzern nur ein „Vor“ oder ein „Auf“ gestattet, erscheint bereits als ein Manifest gegen die Erstarrung und gegen die Fluidität des Virtuellen zugleich. Die durch die Anwesenheit von Tänzern ohnehin schon gespannte Aufmerksamkeit erhält eine zusätzliche bitterscharfe Note durch das Wissen, dass sie nur eine Stunde lang da sein werden. Und nun sind da auch noch die Musiker, deren ambivalente Präsenz für alles Mögliche sorgt: überwältigend süße Unisono-Streicherklänge, also Support für den Tanz, aber auch Ablenkung. Die Gegenwart als Zeitalter des Abgelenktseins zu zeichnen, ohne dass dies auf das Stück zurückfallen würde, darin liegt das Geniale an „Tournament“. Alles Athletische der Tänzer tritt wie das Uniformierte der Musiker an einem späten Punkt im Stück zugunsten einer neuen à la JW Anderson gekleideten Verspieltheit zurück. Am Ende gibt Sanftheit den Ton an, Sanftheit aller, gemeinsam. WIEBKE HÜSTER

# Die Bombe verstehen lernen

Deutschland muss seine Passivität in Fragen der nuklearen Abschreckung überwinden. Damit die Strategie für den möglichen Angreifer glaubhaft wirkt, gilt es, die eigene Bevölkerung zu überzeugen.

*Von Michael Jonas und Severin Pleyer*

Die fundamentalen geopolitischen Umwälzungen der vergangenen Jahre, insbesondere der abrupte Rückzug der Vereinigten Staaten unter Trump aus ihren internationalen Verpflichtungen, stellen das auf der NATO basierende Sicherheitssystem Europas vor eine Reihe grundlegender Herausforderungen. Das jahrzehntelang gültige Schutzversprechen der nuklearen Abschreckung durch die Vereinigten Staaten wird durch die Trump-Regierung zumindest in Zweifel gezogen, wenn nicht gänzlich desavouiert. Es herrscht dabei unter Experten weitgehend Einigkeit darüber, dass die wachsende Entfremdung von Washington Europa zwingt, seine Sicherheitsstrategie in vielen Bereichen zu überdenken. Dies gilt nicht zuletzt für die Frage nuklearer Abschreckung, deren Glaubwürdigkeit daran hängt, welches nukleare Potential vorhanden und wie es um die Fähigkeit zu dessen Einsatz bestellt ist.

Das Verhalten und Vorgehen Russlands betrifft die europäische Verteidigung besonders stark. Die Aussetzung des New-Start-Vertrags durch die Russische Föderation im Jahr 2023 markiert einen Wendepunkt in der Diskussion um nukleare Abschreckung und Rüstungskontrolle. Dieser 2010 zwischen den USA und Russland geschlossene Vertrag, eine Weiterentwicklung der Abrüstungsverträge der Achtziger- und Neunzigerjahre, bildete die Grundlage für die Begrenzung der strategischen Atomwaffen beider Länder und stellte einen wichtigen Pfeiler der globalen nuklearen Rüstungskontrolle dar.

Putins Entscheidung führt zu einem neuen Wettrüsten, mit dem sich Russland nicht nur von den Begrenzungen der Anzahl strategischer Waffen verabschiedet, sondern auch neue Nuklearwaffen ohne internationale Kontrolle entwickeln kann. Angesichts dessen erscheint es unvermeidlich, dass die europäischen Staaten – und hierbei nicht zuletzt Deutschland – die Prämissen der eigenen nuklearen Abschreckung neu bewerten und Strategien entwickeln, um der buchstäblich unkontrollierten russischen Bedrohung zu begegnen.

Der Frage, wer letztlich über den Einsatz von Nuklearwaffen entscheidet, kommt dabei eine besondere Rolle zu. Die Antwort war schon immer ein zentrales Thema der internationalen Sicherheitspolitik. Innerhalb der NATO liegt die endgültige Entscheidungsgewalt über den Einsatz nuklearer Waffen nach wie vor ausschließlich in den Händen des US-Präsidenten. Die 1966 eingerichtete Nukleare Planungsgruppe der NATO hat daran nichts geändert. Die Planungsgruppe dient bis heute in erster Linie der politischen Einbindung der europäischen Partner, ohne diesen jedoch über die taktische Ebene hinaus substanzielle Mitbestimmungsrechte einzuräumen. Ungefiltert bezeichnete der damalige US-Verteidigungsminister James Schlesinger Mitte der Siebzigerjahre die Planungsgruppe als „Placebo“, das den Europäern lediglich eine Art Kontrollillusion vermitteln solle.

Vor diesem Hintergrund hat die deutsche Empörung über die Exklusivität der Entscheidungsgewalt des französischen Präsidenten im Hinblick auf das Nuklearpotential seines Landes wohlfeile Züge. Sie zeugt vielmehr von mangelndem Verständnis der Regeln, die auch in jenem nuklearen Entscheidungskosmos gelten, dessen Teil man seit dem Kalten Krieg ist.

Überhaupt fehlt es in der öffentlichen Debatte an elementarem Wissen, etwa um die verschiedenen Einsatzformen nuklearer Waffen. Die vorherrschende Vorstellung von Atomwaffen ist hierzulande durch die historische Erinnerung an Hiroshima und Nagasaki und das in Spielfilmen vermittelte Bild gleichsam totaler nuklearer Zerstörung geprägt. Dadurch wird eine differenzierte öffentliche Diskussion über den Umgang mit Nuklearwaffen erschwert.

So ist weithin unbekannt, dass sich seit dem Ende des Kalten Krieges Präzision und Einsatzmöglichkeiten taktischer Atomwaffen erheblich weiterentwickelt haben. Die Sprengkraft kann nun stark reduziert werden, was einen gezielten und vor allem abgestuften Einsatz ermöglicht. Insofern spielen taktische Nuklearwaffen in der modernen Abschreckungsstrategie eine zunehmend zentrale Rolle. Trotz dieser Entwicklung weisen sowohl das französische als auch das amerikanische Arsenal einen eklatanten Mangel an taktischen Atomwaffen auf, was die Flexibilität und Glaubwürdigkeit der Abschreckung insbesondere in Szenarien einschränkt, in denen eine gestaffelte Eskalation erforderlich wäre. Das britische Nuklearpotential wiederum hat ausschließlich reaktive Qualität; es kann also ausschließlich in Form eines Gegenschlags zum Einsatz gebracht werden, und ihm fehlt die Befähigung zum Gefechtsfeldeinsatz.

Um es am konkreten Beispiel zu formulieren, auch weil es sich eben nicht um bloße Theorie handelt: Der Einsatz von Nuklearwaffen im Gefecht könnte der NATO nicht zuletzt im Zuge eines russischen Angriffs auf das Baltikum bevorstehen. In Ermangelung von konventionellen Alternativen wäre in diesem Zusammenhang ein abgestufter Einsatz von Nuklearwaffen auf dem Gefechtsfeld naheliegend, unter bestimmten Umständen gar unvermeidlich.

Russland hat seit 2010 eine erhebliche Überlegenheit im Bereich taktischer Nuklearwaffen aufgebaut. Iskander-Raketen stellen dabei eine direkte Bedrohung für zentrale politische Entscheidungszentren in Europa dar, insbesondere für Berlin. Umso größer ist die Notwendigkeit einer strategischen Anpassung westlicher Verteidigungsdoktrinen an die russische Herausforderung. Bei oberflächlicher Betrachtung hat man es mit einem Paradox zu tun: Ein Arsenal von taktischen und strategischen Nuklearwaffen, die in ihrem Zerstörungspotential klar abgestuft sind, würde eine bessere Möglichkeit zur Eingrenzung des Konflikts und zur Abstufung der Eskalation bieten.

Die Verteidigungsplanung auf dem Feld der nuklearen Abschreckung und ihre Vermittlung in der öffentlichen Debatte dürfen sich nicht nur auf Atomwaffen beziehen. Ebenso wichtig ist die Entwicklung konventioneller Langstreckensysteme, die als Ergänzung zum französischen nuklearen Potential dienen können. Dies würde jedoch eine Anpassung der französischen Nukleardoktrin erfordern, die traditionell auf der Strategie der massiven Vergeltung basiert. In ihr kommt Nuklearwaffen – als Ausdruck nationalen Prestiges – ein gesonderter Status unabhängig von konventionellen Waffen zu.

Darüber hinaus gewinnt die Stationierung konventioneller Langstreckensysteme durch die USA zunehmend an Bedeutung. Diese Systeme, etwa die neuen Marschflugkörper, die seit dem Ausstieg der USA aus dem INF-Vertrag 2019 erneut in Europa stationiert werden, stellen eine potentiell wirkungsvolle Ergänzung zur nuklearen Abschreckung dar. Die Möglichkeit, mit ihnen präzise und schnell zu reagieren, ermöglicht eine gestaffelte Eskalation und bietet den Entscheidungsträgern der NATO die Möglichkeit, auf Bedrohungen zu reagieren, ohne auf Atomwaffen zurückgreifen zu müssen.

Dennoch stellt sich die Frage, ob diese Systeme für sich allein genommen jenes Abschreckungspotential sicherstellen, um der Bedrohung durch nuklear bewaffnete Staaten wie Russland entgegenzuwirken. Eine deutsch-französische Verteidigungsachse könnte hier eine ebenso naheliegende wie wünschenswerte Lösung bieten: Mit einem Arsenal an konventionellen Langstreckenwaffen sollte Deutschland in der Lage sein, die bestehenden Schwächen der französischen Streitkräfte auszugleichen.

Berlin sieht sich in diesem Zusammenhang mit einem Dilemma konfrontiert: Einerseits verfügt es weder über ein eigenes nukleares Potential noch über eine nukleare Strategie; andererseits dürfte gerade die Stationierung solcher konventionellen Langstreckensysteme nicht nur dazu angetan sein, Deutschlands sicherheitspolitische Eigenständigkeit zu fördern, sondern zugleich auch dazu beitragen, dass es stärker als zuvor in das strategische Blickfeld von Nuklearmächten gelangt. Eine ähnliche Ambivalenz lässt sich beim Raketenabwehrsystem Arrow 3 beobachten, das noch im Verlauf dieses Jahres in Dienst gestellt und um eine abgestufte, dauerhafte Flugabwehr ergänzt werden soll, wie etwa die maßgeblich von Berlin betriebene europäische Initiative ESSI (European Sky Shield Initiative).

In jedem Fall bedürfen diese Systeme einer klaren politischen und militärischen Integration in eine umfassende Verteidigungsstrategie, die die Verzahnung von nuklearer und konventioneller Abschreckung berücksichtigt. Und diese Strategie muss aktiv kommuniziert werden. Die deutsche Diskussion über nukleare Abschreckung ist nämlich – bei allen Fortschritten in den vergangenen beiden Jahren – noch immer von moralischen Reflexen und historisch tradierten Narrativen geprägt, anstatt sich pragmatisch mit den gewachsenen sicherheitspolitischen Realitäten auseinanderzusetzen.

Während andere Staaten auch und gerade im NATO-Kontext aktiv Strategien zur flexiblen Eskalation und abgestuften Abschreckung entwickeln, verharrt Deutschland in einer Position strategischer Passivität. Die lange gehegte Illusion, dass Sicherheit allein durch Diplomatie und Rüstungskontrolle gewährleistet werden könne, verkennt die Notwendigkeit einer glaubwürdigen Abschreckung. Ohne eine nüchterne Neubewertung dieser Thematik riskiert Deutschland, sich in ein sicherheitspolitisches Vakuum hineinzubewegen, das es schließlich von den Entscheidungen anderer Staaten abhängig macht.

Vor dem Hintergrund der impulsiv geführten Debatte um Kriegstüchtigkeit und Siegfähigkeit der Bundeswehr wäre auch die Frage erneut aufzuwerfen, wie ein „Sieg“ nach einem nuklearen Waffeneinsatz überhaupt definiert werden kann. In der deutschen Diskussion liegt der Fokus dabei traditionsgemäß auf der moralischen Verwerflichkeit eines Einsatzes, verbunden mit der Betonung, dass die eigentliche Funktion von Nuklearwaffen die Abschreckung sei. Hierbei wird übersehen, dass Abschreckung nur dann wirksam ist, wenn sie als glaubwürdig wahrgenommen wird. Nukleare Abschreckung ist kein statisches Konzept, sondern ein dynamisches Instrument, das kontinuierlich an neue geopolitische Realitäten angepasst werden muss.

Der in Deutschland häufig verunglimpfte US-Stratege Herman Kahn hat schon in seinem 1960 veröffentlichten Buch „On Thermonuclear War“ darauf hingewiesen, dass effektive Abschreckung auch auf der Fähigkeit basiere, staatliche Funktionen nach einem nuklearen Angriff aufrechtzuerhalten. In seinen Werken bemühte sich Kahn, den Entscheidungsträgern und Gesellschaften des Westens zu veranschaulichen, wie man das Undenkbare denken könne. Eines dürfte analog zur historischen Situation, in der Kahn seine Überlegungen anstellte, deutlich sein: Ohne ein kohärentes, auch nach außen überzeugend wirkendes Konzept zur staatlichen Resilienz verliert die Abschreckung an Wirksamkeit. Die Bedrohung, der sich potentiell angreifender Gegner selbst ausgesetzt sieht, erscheint hohl, wenn nicht sichergestellt ist, dass der eigene Staat nach einem Angriff weiterhin bestünde.

In diesem Umstand scheint uns die eigentliche politische, ja selbst die moralische Schieflage der deutschen Debatte angelegt zu sein. Eine Diskussion über nukleare Abschreckung wie über Nuklearwaffen im Allgemeinen kann sich nicht in deren militärischer Dimension erschöpfen. Das ergibt sich schon aus dem Umstand, dass die Auswirkungen eines Einsatzes weit über das Militärische hinausgehen würden.

Vor diesem Hintergrund ist es notwendig, die Diskussion um die wichtigen Aspekte von Zivilschutz und gesellschaftlicher Resilienz zu erweitern. So stellt sich auch die neuerdings wieder aufgeworfene Frage nach einer allgemeinen Dienstpflicht. Sie hätte zunächst praktisch-organisatorische Auswirkungen, im weiteren Verlauf könnten die mit ihr verbundenen Erfahrungen jedoch auch etablierte Auffassungen und kollektive Befangenheiten überwinden helfen.

Analog zur Hochphase des Kalten Kriegs, wenn auch unter gewandelten Umständen, scheint es unvermeidlich zu sein, dass die deutsche Gesellschaft erneut lernt, „mit der Bombe leben“, wie es Carl Friedrich von Weizsäcker in seiner berühmten Intervention von 1958 zum Ausdruck gebracht hat. In der „abgestuften Abschreckung“ erkannte der Stichwortgeber der Göttinger Erklärung einen „Ausweg aus dem Dilemma der Gegenwart“. Vor dem Hintergrund gegenwärtiger Zäsuren gewinnt dies eine zweifelsohne beklemmende Aktualität, der man sich jedoch nicht länger entziehen kann.

Mehr denn je muss sich die deutsche Gesellschaft einer Realität stellen, in der sich Sicherheitspolitik nicht allein auf moralische Appelle beschränken kann. Vielmehr bedarf es einer umfassenden, gesellschaftspolitisch verankerten Strategie, die die einschlägigen militärischen, politischen und sozialen Dimensionen integriert. Ohne eine solche Strategie bleibt die nukleare Abschreckung ein Feigenblatt – und Europa sicherheitspolitisch ebenso kompromittiert wie verwundbar.

**Michael Jonas** lehrt Neuere und Neueste Geschichte am German Institute for Defence and Strategic Studies der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg, an der **Severin Pleyer** als Wissenschaftsoffizier am Lehrstuhl für Politikwissenschaft tätig ist.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine ARCHIV